

Der Nichtvereinnahmbare

Claude Vigée 3. 1. 1921 - 2. 10. 2020

Gershom Scholem hat die Asymmetrie des deutsch-jüdischen Dialogs beklagt: Die Worte, welche die jüdischen Deutschen erwartungsvoll an die anderen Deutschen gerichtet haben, seien weitgehend ohne Resonanz geblieben. Verhält es sich heute wirklich anders? Ich zweifle daran, obwohl die vielen offiziellen Beteuerungen ganz anders lauten. Daran musste ich wieder denken, als der bedeutende französische, aus dem Elsass stammende Dichter Claude Vigée – übrigens später in Israel ein Freund Scholems – am 2. Oktober 2020 in Paris starb. Verschiedene Preise, die er in Deutschland erhielt und seine Mitgliedschaft in der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung zeugen jedenfalls davon, dass er das Gespräch mit den Deutschen gesucht hat.

Beim Nachdenken über ein Schlüsselwort, mit dem sich die Eigenart des elsässischen Dichters Claude Vigée besonders prägnant charakterisieren ließe, fällt mir das Adverb „trotzdem“ ein. Am Ende seines, in der elsässischen Mundart geschriebenen Gedichts *Dr Mandelbaum in Ierusalem* wehrt er den drohenden Todesengel emphatisch mit den Worten ab: „ewwe dôrum, drotzdemm, drotzdemm [...]“. Wie wichtig ihm der Einspruch gegen eine anscheinend unabwendbare Notwendigkeit ist, wird bereits an seinem Namen „Vigée“ ablesbar. Dieser Name kündigt von seinem Gelübde, sich niemals mit einem, ihm zugeordneten Schicksal abzufinden. Als er im Jahre 1940 als Jude wegen der Besetzung Frankreichs durch die deutsche Wehrmacht in Lebensgefahr gerät, tauscht er seinen Geburtsnamen Strauss gegen diesen Kunstnamen aus. Er knüpft dabei an die Worte an, mit denen sich Gott nach Jesaja 49, 18 gegenüber dem jüdischen Volk als der Gott des Lebens zu erkennen gibt. Die französischen Worte „vie j'ai“ werden zu „Vigée“ umgeformt. Zunächst als Pseudonym für die Gedichte des Neunzehnjährigen dienend, soll dieser Name 1949 offiziell zu seinem Familiennamen werden.

Wenn man sich auf das Werk, die Lebensgeschichte und die Persönlichkeit dieses Dichters einlässt, so stößt man immer wieder auf dieses trotzig aufgebegehren gegen Determinationen jeglicher Art. Als er sich etwa nach seiner Flucht aus Europa von 1943 bis 1960 im amerikanischen Exil befindet, will er sich mental gerade nicht durch die Exilsituation konditionieren lassen. Den Kontakt zu seinen heimischen Wurzeln sucht er sich zu erhalten, indem er in der Kommunikation mit seiner Frau Évy systematisch den elsässischen Dialekt pflegt. Bemerkenswert ist, dass diese Pflege seines Dialekts nach seiner Übersiedlung ins ‚gelobte Land‘, also Israel, dichterisch Früchte zu tragen beginnt. In seinem Sehnsuchtsort

Jerusalem, wo er als Professor für Romanistik an der „Hebräischen Universität“ arbeitet, entstehen seine großen lyrischen Epen *Schwârzi sengessle fläckere ém wénd / Les Orties noires flambent dans le vent* [Schwarze Brennesseln flackern im Wind] und *Wénderôwefîr / Le feu d'une nuit d'hiver* [Winterabendfeuer]. Es scheint so, als ob das Erlernen des Hebräischen, das er als seine „Vatersprache“ betrachtet, auch seine „Muttersprache“, eben seinen elsässischen Dialekt, poetisch beflügeln würde. Seine literarische Anerkennung in Frankreich soll Vigée allerdings weniger durch Dialektdichtungen als vielmehr seine frankophone Lyrik gewinnen. So wird er 1996 – neben vielen anderen, auch nichtfranzösischen Preisen – 1996 mit dem „Grand prix de poésie de l'Académie française“ ausgezeichnet.

Obwohl er das Französische offensichtlich meisterhaft beherrscht, bleibt doch für ihn der heimische Dialekt als geheimer Kraftquell unverzichtbar. In seiner Autobiographie *Un Panier de houblon* schildert er eindringlich die mentale Nöte, in welche die jungen Elsässer nach dem Ersten Weltkrieg, also die Generation Vigées, durch die schulische Oktroyierung der neuen Landessprache, des Französischen, geraten. Zweifellos ist die Aneignung dieser Sprache für die jungen Elsässer unabdingbar, um sich innerhalb des wieder französisch gewordenen Elsass behaupten zu können. In seinem lyrischen Epos *Schwârzi sengessle...* warnt der Dichter jedoch seine elsässischen Landsleute eindringlich davor, sich durch eine übereifrige Identifikation mit dieser Notwendigkeit um ihre eigene Spontaneität bringen zu lassen. Er hat einen scharfen Blick dafür, wie innerlich abgestorbene Autoritäten in der Schule [und der Universität] schöpferische Regungen ihrer Schüler im Namen solcher Notwendigkeiten eifersüchtig abzutöten suchen. Er warnt vor der Nähe hoher Personen („hauts personnages“), weil diese zu charakterlichen Deformationen führen könnte. In seiner Jugend hatte er sich demgegenüber zu Originalen wie Naphtalie Loeb, der nur das elsässische Jiddisch richtig beherrschte, und vor allem zu dem Zwerg Bimbo aus dem Zirkus hingezogen gefühlt.

Jeweils so zu sein, wie man sein soll, bedeutete aus seiner Sicht, letztlich gar nichts mehr zu sein. Erst wenn man noch aus der Haut fahren kann, die einem von der Gesellschaft verpasst wurde, ist man nach Vigée wirklich frei. Statt sich an allgemeine Festlegungen zu halten, schüttelt er diese lieber zugunsten von Nichtvorgesehenem und Werdendem ab. Angesichts der monströsen deutschen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg und seiner zahlreichen, im Holocaust umgekommenen Verwandten läge es nahe, Deutschland ganz den Rücken zu kehren. Gerade umgekehrt betont er aber, wie wichtig für seine geistige Entwicklung Persönlichkeiten wie Goethe, J. P. Hebel, Hölderlin und Rilke, aber auch Bach und Mozart gewesen seien. Vigées skeptische Distanz gegenüber sterilen Ordnungen spiegelt sich etwa in seinem sehr bekannt gewordenen Gedicht *Soufflenheim* wider. Es lebt von einer geistvollen Deutung dieses

Ortsnamens. Dieser wird mit seinen französischen und deutschen Anteilen als Sprengsatz für die Autarkie von Nationalsprachen verstanden.

Eigenwillig, gar paradox kann auch Vigées Verhältnis zu seinem Medium, dem Schreiben, anmuten. Diesem liegt nämlich ein Unbehagen am Schreiben zugrunde. Ihm geht es dabei um etwas, was das Schreiben transzendiert, aber nur mit dessen Hilfe entbunden werden kann. So zielt sein überaus expansives Schreiben paradoxerweise auf eine Entmachtung des Schriftlichen ab. Zum geheimen Richtmaß wird die Mündlichkeit, wie sie sich vorzüglich im Dialekt mit seinem Gründen im Körperlichen realisieren soll. Das Geschriebene taugt nach Vigée nur dann etwas, wenn es auch sprechbar ist. Zugleich transzendiert und belebt wird die Sprache ihm zufolge durch eine Macht, über die der Mensch nicht verfügt. Vigée bringt hier den Atem ins Spiel, auch im Sinne der religiösen Bedeutung von „Odem“. An das Gedicht *Soufflenheim* wäre hier wieder zu denken – „le souffle“, der Atem. Eigenartig mutet Vigées Schreiben auch deswegen an, weil dessen literarischen Auffächerungen wie Lyrik, Prosa, Aphorismus, Autobiographie und Essay nicht säuberlich voneinander geschieden werden. Ihn lesend, taucht man an einer Stelle eines Stroms ein, der nach dem Wiederauftauchen unabsehbar, in einer untergründigen Verkettung der Genres, weiter fließt. Vigée hat dieses eigentümliche Konzept seines Schreibens mit dem Neologismus „Judan“ getauft, wobei er an die Mannigfaltigkeit der Töne und Genres in der Bibel denkt.

So wie der Trotz den Bann vermeintlicher höherer Notwendigkeiten zu entzaubern vermag, so verflüchtigt sich die Allmacht des Alltäglichen im Gedicht. Durch das Gedicht lösen sich schlagartig die Verspannungen der gesellschaftlichen Normalität, die insgeheim zermürben. Dieses Plötzliche ist allerdings ohne die Erfahrung des Alltäglichen nicht zu haben. Die Suchbewegung („l'errance“) gilt Vigée als Nährlösung für das Gefundene. Durch die strikte Scheidung von Lyrik und Prosa würden sich dagegen die literarischen Formen gegenüber dem Autor, seiner dichterischen Praxis, verselbstständigen. Die Präsenz des Autors in seinem Werk ist für Vigée unabdingbar. Ihn ängstigt sowieso die zunehmende Hegemonie abstrakter Strukturen gegenüber den Menschen. Es scheint so, als ob er durch diese Haltung der These von der „Antiquiertheit des Menschen“ – der berühmte Titel eines Buches von Günter Anders – widersprechen wollte: auch ein Akt des „trotzdem“! Wenn Vigée auf eine – letztlich utopische – menschliche Unmittelbarkeit hindrängt, so könnte dies auf spezifisch jüdische Verlusterfahrungen zurückgeführt werden. Gerade Juden dürften im 20. Jahrhundert angesichts des Holocaust besonders sensibel sein für das Beiseiteräumen des Humanen durch die Logik der Sachzwänge, wie es etwa unter dem Titel der „Dialektik der Aufklärung“ thematisiert wird.

Seine Dialektdichtung deute ich als den waghalsigen Versuch, eine Utopie wie diejenige einer sprachlichen Unmittelbarkeit ins Werk zu setzen.

Er bewegte sich souverän in der Welt der Literatur und des Geistes, ohne dass doch diese Welt auf ihn abfärbte. Literaten, Künstler oder Philosophen, die ihn kennenlernten, nahmen ihn zu ihrer Überraschung nicht als einen der ihren, sondern vor allem als einen einfachen Menschen aus Bischwiller wahr. Umgekehrt fiel es ihm schwer, sich trotz seines riesigen Oeuvres mit diesen Leuten und ihrer abgehobenen Welt ganz zu identifizieren. Es kam mir manchmal so vor, als ob hier jemand nur deswegen innerhalb dieser Welt so brillierte, um sie selbstbewusst hinter sich lassen zu können. Keine Spur bei ihm von den Macken wie Solipsismus, Dünkel und autokratischem Gehabe, denen man sonst allzu oft im akademischen und literarischen Milieu begegnet.

Bezaubert wurde ich erstmalig von ihm, als ich seine milde und vertrauenerweckende Stimme auf einer Schallplatte hörte, mit der er seine Dichtung *Schwarzi sengessle...* im heimischen Dialekt vortrug. Diese Schallplatte wurde mir von seinem Freund, dem Germanisten und Dichter Adrien Finck zur Verfügung gestellt.

Am 6. Oktober 2020 ist Claude Vigée auf dem jüdischen Friedhof von Bischwiller, seinem geliebten Heimatort, an der Seite seiner Frau Évy und seines Sohnes Daniel bestattet worden.

Helmut Pillau